

Die Deutsche Blätter

Durch ihren Mund von deutschem Land und Volke tut sie kund

November - Windmonat - Nebelung

Von Hans Reyhing

Gräu ist der Himmel, grau und matt ist der Tag, und grau die ganze Welt. Die Felder stehen leer. Ein letzter einsamer Pflug fährt noch einsam über den Acker, ein letzter, verlorener Wagen holt noch vergessene gebliebene Früchte herein, Rüben oder Kraut. Der Novembersturm saucht wild um die Häuser, legt erbarmungslos über die weiten Felder, ruhet ungeduldig durch die mächtigen Kronen der Bäume, reißt das well gewordene Laub herunter und spielt ungebärdig mit ihm am Boden. Kohlgewirp stehen die Bäume, gedemütigt der Wald. Aus den menschenverlassenen Feldern und in den einsamen Gärten ist es frierend leer, leer ist die ganze Welt, die sommerüber im herrlichen Laubschmuck der Bäume so voll war. Die Menschen ziehen sich ins Dorf zurück, die Lebenskräfte der Natur scheinen in den Mutterchoß der Erde hinunterzusteigen. Von der Scheunentenne klingt noch ganz vereinzelt der Dreschertakt. Allermüde hat die Dreschmaschine den schweren Dienst übernommen. Der elektrische Motor treibt sie oder die Dampfmaschine, die ihre glühenden Funken noch in die früh hereinbrechenden ersten Nachstunden hineinwirft. Der auf den sommerlichen Weiden gedrückte Hans und Flachß wird zu Berg gebrochen, das an Schwingstuhl und Fegel für die Kunst vorbereitet wird.

Die stillen Töne von Allerheiligen und Allerseele, und die dunklen Klänge des Totensonntags liegen in der Luft, und letzte Klummenier schmückt die Gräber.

Wie sich die Lebenskräfte der Natur in den Mutterchoß der Erde zurückgezogen haben, so suchen und tasten die Gedanken nach innen und rühren an geheimnisvolle Dinge, deren Fäden wie blinkende Marienfäden, die sich in der Luft verlieren, hüberzuführen scheinen in andere Welten. Gedanken und Vorstellungen gewinnen an Allerseele und an Martini wieder einen merkwürdig weiten Raum und festes Leben in uns.

Mit dankbarer Freude und sichtlichem Wohlbehagen geht der Bauer durch Scheune und Keller. Er ist wohl versehen für den kommenden Winter. Es hätte zwar vieles besser ausfallen können, und die Hellen mancher Wünsche sind noch leer. Aber Genugtuung erfüllt die Brust. Die strenge Herrin der Bauernarbeit läßt die Stränge, die sie sommer- und herbstüber so hart und streng angezogen hatte, allmählich locker. Immer früher kommt der Feierabend heran, und allmählich schiebt das Bauernleben in die Wohlglückseligkeit und Gelassenheit des Jahresfeierabends hinein. Bauernfeiertage stehen nun zahlreich im Kalender.

Es geht mit harten Schritten dem Winter entgegen. Man greift nach dem Kalender und sieht nach, was die Wetterheiligen zu sagen haben. Sie sitzen wie auf der Wag-scheide und lassen die Schalen bald zum Winter bald zum Sommer hinneigen. An Allerheiligen und Allerseele (1. und 2. Nov.) sieht man noch milden verführenden Herbst-sonnenchein.

An Allerheiligen Sonnenchein bringt den Nachsommer ein. Dehnmäßig vertraut man sich für ein Viertelstündchen dem Sonnenchein an: Allerheiligen bringt Sommer für alle Weiber.

Das ist des Sommers letzter Vertreter. Neugierigen Schneeflocken glaubt man noch nicht. Sie sind noch Eintagsfliegen denen schon der folgende Tag ihr Recht streitig machen kann.

Bringt Allerheiligen Winter.

So bringt Martini einen Sommer.

Aber auch der Sonnenchein findet seinen harten Glauben mehr, er kann nimmer überzeugen.

Allerheiligen - Sommer.

Allerseele - Winter.

Wie ein Marskstein und wie eine Beschreiber stellt sich St. Martin in den Kalender des November hinein. In der Legende tritt er nicht umsonst der Mantel an den Irrenden Setzer. Es ist nun wirklich fast:

St. Martin sieht sich schon mit Dank am warmen Fleck an die Wand.

St. Martins Gestalt überragt aber alle anderen, und seine Kraft erreicht noch den kommenden Winter und bestimmt seinen Charakter.

Martinstag trüb.

Nacht den Winter sind und lieb.

St. er heiß

So macht er das Wasser zur Schell. Oder: Wenn um Martini Rebel sind. So wird der Winter meist gelind.



Novembertimmung (Aus dem Kalender „Gut und Leben“)

Das

Aber: An St. Martini Sonnenchein, tritt ein kalter Winter ein. Die Kälte bringt bald den Schnee, oder es ist wenigstens gut, wenn er bald kommt: Kommt St. Martin mit Winterkält. Ist's gut, wenn bald ein Schnee einfällt. Gegen Monatsende wurden aber noch andere Kalendergrößen Herrschaft und Einfluß

ihm der launige Volksgeist und Volksmund noch ein Türlein offen, einen Kameraden zu Hilfe zu holen, wenn es ihm doch nicht gelingen sollte: Kendries bringt de Winter gwoiß. Und bringt e net dr Kendries. No bringt ihn doch — dr Thomas gwoiß.

Dreschen! - Dreschen! - Der letzte Schlag

Wie war es denn einstmals? So um die Zeit herum, da es auf Weihnachten zugeht, geisterte

der Bauer schon lange, lange vor Tag mit der Laterne im Haus herum, die Morgenarbeit in



Tretende Bauern (Aus dem Kalender „Gut und Leben“)

Scheuer und Stall zu tun; denn vor dem Morgenschein noch wollte man einmal abdreschen. Dann gingen die Drescher zur dicken Milchsuppe oder zum schwarzen Brei, den die Bäuerin auf's Stodbreit hingestellt hatte, daß er ein wenig abkühlen sollte. Feit und zuverlässig war er, daß ein Köffel dein heden blieb, und am Schmalz durfte man an so arbeits-harten Tagen nicht sparen. Wie ein See aus reinem Gold stand es darauf, und man arbeitete jedes von seinem „Ort“ aus dem Mittelpunkt der Pflaume entgegen, und dem der Brei zu heiß war, der konnte zu jedem Schab ein Wischlein Kraut nehmen. Nachher aber ging es wieder in die Scheuer und eintönig scholl der Dreschertakt, der aus allen Scheuern Antwort fand, das Dorf entlang, hell klangen die „Pfegele“, wenn sie auf die harte Tenne unter leichter Stroh-decke fielen unten an den Rehren, dumpf an höher geschichteten dicken Ende der Garben und wie ein Donner-schlag, wenn der Bate, in die Günde spudte und draußhie, daß das Stroh aufsprang, die Körner zur Scheuer hin ussprigten und das Pfegelehaupt fed an die Ballen der Scheunendecke fiel.

Da und dort wurde zur Abwech-selung bei dem mühsamen Geschäft das Pfegeleziehen geübt. Der Pfegele makte dabei zwischen dem Querk-balken, dem Durchzug, darauf die

Obertennballen ruhten, und den Obertenn-boden durchgeschossen werden.

Der Dreschertakt! Es ist für den Anfänger nicht so leicht, den Takt zu halten, und oft fällt schwer der Schlag der Wilddrescher auf seinen Pfegele herab, daß ihn die Arme schmerzen. Erst die Drescherlehrlinge erfand man die lustigen Dreschverse:

„Schmalz an d' Supp“

hieß es z. B. im Dreitakt. Oder:

„Ghei heu tab,

Schlag du na,

Schind d' Raß ab,

Häng d' Haut auf.“

Beim Viertakt:

„Rei' Zipselapp.“ Oder:

„Raß, schlapp d' Supp aus.“

Beim Fünftakt:

„Schultes du Zipsel.“ oder:

„D' Raß hot e Schwänze.“ oder auch:

„Bäure hoch Spaye, die Drescher sind do.“

Im Sechstakt:

„Dr Saß hot kein Zipsel.“ oder:

„Drei Schimmel, drei Rappen,

Die kommen zum Tappen.“

Im Siebentakt:

„Kraut und Speck haut d' Hecke weg“

oder auch (der Lastvers jagt förmlich)

„Hant e de Michel et geah.“

Im Achtekt:

„Dide, dide Speck im Hase.“

So gieng fort, im Gleichmaß und Gleich-takt, an dem einen „Schenkel“ hinatt, am anderen hinunter, bis mit dem sinkenden

Tag die Schläge müde wurden, die Rücken schmerzten und ein letzter wichtiger Hieb des

Vaters mit der letzten Kraft wie ein befreiender Trumpf ausgepielt wurde und die

Tagearbeit schloß. Und so folgte ein Tag dem andern, alle im gleichen Takt und Trost,

und bei den großen Bauern wurde es Weh-nachten, bis ausgebrochen war, und darüber

hinans, und kaum hatte man den letzten

Haberstock auf die Bühne getragen, so be-gannen die Tage schon wieder länger zu werden

und der erste Schein des nahenden Frühlings

sich auf den Fluren zu zeigen.

War das ein Aufsatz? Wenn man sagen

konnte: Ausgedrosch... gedroschen! Dieses

Wort hatte einen... schonen Klang.

Ausgedroschen! Nun war die Jahresarbeit

getan. Der... Kleinfeldschlag war auch der Ab-schluß der Bauernarbeit. Da und dort war es

Sitte, daß der Bauer den Pfegele anhub, d. h.

nicht mehr sollen ließ — und nur er durfte das

tun. Wer dann den letzten Streich tat, war die

Saumodel; wie in der Ernte, wer den letzten

Hieb tat, die Kornmodel oder Habermodel. Er

durfte die Auszeichnung weitergeben, und im

Uebermut warf er da und dort dem Nachbarn,

der noch nicht so weit war, die Saumodel in

Form eines geflochtenen Jopfes aus Stroh

oder eines zusammengeflochtenen Stro-wisches in die Tenne. „Do hänt e an d' Saumodel!“

rief man in den Dreschertakt hinein

und warf den Wisch aus's Draß. Man durfte

sich aber nicht erwidern lassen, sonst mußte

man mit zusammengebundenen Häfen auf

einem Gabelstiel oder gar auf einem Scheunen-

tor reiten oder wurde verkehrt auf ein Pferd

geseht und ins Wirtshaus geführt, wo man

die Feste bezahlen mußte.

Was ist es mit dieser Sau oder Saumodel?

Wir erinnern uns daran, wie sich unsere

Vorfahren im Korn einen Geist, einen Wach-tumsgeist dachten, der in ihrer Vorstellungswelt

die Gestalt eines Tieres annahm, etwa eines

Wolfs, eines Hahns oder gar einer Sau.

Beim Mähen des Getreides richtete sich

dieser Geist immer mehr dem Mähernde zu, bis

er endlich mit den letzten Halmen sozusagen

eingefangen und dann auch in die letzte Garbe

gebunden wurde, meist der oder die „Alte“

genannt. Auch beim Dreschen bezog sich der Geist

vor den Dreschleuten wieder in die Garbe, die

zuletzt auf die Tenne gelegt wurde. Mit dem

letzten Pfegeleschlag wird nun der Korngeist

getötet, d. h. aus dem Körper, dem er gerade

hundert ist, befreit und dadurch wieder befähigt,

das nächste Jahr weiter zu wirken. Weil man

diesen Geist die Sau oder die Saumodel

nannte, so hieß es, der und der Drescher habe

die Saumodel. Eigentlich war das etwas

Besonderes für diesen Drescher und er erhielt da

und dort auch besonders aufgetrieben, aber

andererseits war es auch unangenehm, den

Korngeist zunächst getötet zu haben, und deswegen

trug man ihn in Form eines Strohbüschels in

die Scheune des Nachbarn, um bei diesem das

Unangenehme, das mit der Sache verbunden

war, abzuladen.

Ausgedroschen! Das war ein Fest, das man

auch würdig feiern mußte. Darum wurden

Rüchlein gebaden, die „Pfegelehen“ wurde

gefeiert.



„Die Drischleg“ / Ein Bild aus dem Bauernleben zur Zeit des Ausbreitens
 Von Lorenz Strobl

Die Drischeln hängen verstaubt am Dachbalken der Tenne. Der Dampf und Jähling (Lokomobil und Dreschwagen) haben sie verdrängt. Der Elektromotor summt in den Bauernhöfen. Verklingen ist für allemal das lustige Lick-lock-lack im Sechser-, Reimer- und Jählingstakt, das alljährlich noch vor dem Krüge vom Herbst bis tief in den Winter hinein, vom frühen Morgen bis späten Abend durch die altbayerischen und durch alle anderen deutschen Dörfer gehallt ist und die Spähen aus den Nestern in die Scheunen gelockt hatte. Verschwunden ist das pfundsame Dreschermaß mit Radeln, Kraut, Gleschem und Knödeln und nur mehr das Bauernsprichwort: „Der haut ein wie ein Drescher“ erinnert noch an diese Zeiten.

Erhalten geblieben ist dagegen in manchen Gegenden des Oberlandes bis auf den heutigen Tag die Feier der Drischleg, mit der die Arbeit des Ausdreschens von Getreide beendet wird. (Drischleg = die Drischeln werden weggelegt; Drischelhang = die Drischeln werden aufgehängt, Plegeelbente oder Plegeelbente heißt es im Schwäbischen.)

Damit der Ausdruck schneller von statten geht, helfen immer mehrere Höfe zusammen und leiden sich gegenseitig die Dienstboten aus. Dort, wo die Bäuerin nach dem Schöpfen die besten Maßzeiten austrägt, kommen auch die Drescher ungerufen und unangemeldet zur Drischleg.

Der Bauer fielelt an dem beinernen Pippi seiner Weisen umeinander. Er bläst die Wolken zur Weisheit. Das Zusammenziehen geht mit Mühe und Not auch ohne die Bäuerin. Aber das Vermehren und Dwi . . . „Kreuzholzerstand“ . . .

Der Bauer fährt in die Höh. Im Hof draußen hebt ein Spektakel an, ein Juchzen, Singen, Schreien, daß der Hofhund wütend an der Kette faßt. Die Juchzermaschine dudelt den Tözer Schützenmarsch.

„Die Drischler können . . . die Drischler . . .“ Die Kinder feuern den Schützen mit der halbfertigen Aufgab unter die Eisenacht. Stürmer auf den Föh (Bang) hinaus.

„Juchzermaschine . . .“ Der Bauer spurt auf den Tisch. Wischt mit dem Hemdärmel die ganze Rechner unter die Platten und da rumpelt schon die ganze Bande mahlend in die Stube. Tanzt um den Bauer, daß Rüd und Ketten fliegen, gröhlt wie das wilde Gaid, bis der Drischler nach einem Teill brems.

„Bäuerin . . . Bäuerin . . . an Fuchzermaschine vom Wert . . . und a Schachtl Juchzen und Juchzermaschine . . .“ Der Bauer schreit in die Nacht hinaus.

„Freut mi . . . freut mi . . .“ begrüßt er die Ankömmlinge nach der Reihe.

Die Drischleg ist eine Bauernfeier, die hinwiederum eine handfame Anerkennung fordert. Und da kommt auch schon die Auenbäuerin mit einer hochgeladenen Schüssel pfannwarmer Radeln, die von Schmalz und Gutsen nur so tropfen.

„Manget alle zu . . . is euch wohl vergnunt . . .“

Der erste Teil der Drischleg wird mit einem Karrenspiel eingeleitet. Jergendein örtliches oder sonstiges Ereignis wird in den Mittelpunkt der Handlung gestellt: Wie der Knecht Haas selig verurteilt und um einen Kopf kürzer gemacht worden ist — wie sie vor einem Jahr den Seppnbauern mit seinem „Dullöb“ (Mausch) in einer Saustiegen vom Markt heimgeführt haben — wie er Moorbauer in seiner Jagdfreudenschaft dem Sterneder seine Pudshauben auf der Trockenstang für einen Habicht zusammenpudert und sauber zerlöchert hat — wie der junge Strigener mit seiner Hochzeiterin in einem Schäferkarren zwölf Meter tief in die Sandgruben gepumpt ist.

Der Schlegel hallt. Der Bangen klingt. Die erste Drischlermaß schäumt für den Bauer in die Krugl.

„Prost Manna und Weiba . . . an warmen Gletschod (Bergelsgott) für euer Arbeit beim Ausdresch und für die heutige Ehr . . .“ „Hoch soll er leben . . . hoch soll er leben . . . dreimal . . .“

Dreistimmig, sechsstimmig, im Durcheinander, wenig schön, dafür aber um so lauter braust der Hochgesang durch die Bauernstube.



Juchzen einer alten Bauernstube Frankfurt, Gernolt 1881

daß der Turteltauer in der Steigen überm Kanapee ganz erschrocken die Feder plüßert.

Und nun folgen die Drischlegspiele, die Un- eingeweihten vielleicht albern, herb oder gar roh dünken mögen, in Wirklichkeit aber am allerbesten das kraftvolle Bauerntum zeichnen und charakterisieren. Aus Bauernarbeit, Bauernsagen und Bauernglauben sind die Spiele herausgewachsen. Der Fremde mag sie auch anständig finden. Der naturerwachene Sinn der Bauern kann darüber nur herzlich lachen.



Brechen, Spinnen, Spinnen Alfred Vollmar

daß die Stube dröhnt, wenn beim „Kälberziehen“ die Drischler mit rufgeschwärtzten Händen die Dirmen unterm verdeckten Tisch fangen wollen, wenn beim „Badofen einstoßen“ nach langem Kaufen mit der Strohstange der irdene Hafen als Badofen in tausend Scherben geht, beim „Vogelstangen“ ein Roidl von zwei Burschen, die den Vogelstang darstellen, mal richtig vernudelt und gebaut (gerauscht) wird.

Oder gar erst, wenn die „Habergerich“ mit wüstem Gerede in die Stube rennt. Die Habergerich ist ein Teufelsdämon, der Kinder fliecht und mit dem Nikolaus durch die Winterdörfer zieht. Sechs Burschen sind unter einer großen Kandelde. Ein Strobbauschen mit langen Dornen ist der Geißelkopf, ein Strohwickel am End der Geißelschwanz. Und nun stürzen sich alle Dirmen auf das Antick, um es zu häuten, den Burschen die Decken abzureißen. Die Mannslent wehren sich natürlich ihrer Haut und ein richtig Bauerndirndl löst sich niemals unterliegen, nimmt es oftmals mit zwei Burschen auf.

Auf der Brechstatt / Von Hans Rehdig

Nun war man im Brechhölzle. Zwischen hochragenden Bäumen lagen die drei Brechlöcher, längliche Gruben, auf drei Seiten eingemauert, auf der vierten offen. Die Um-mauerung ragte noch über den Boden heraus. Man lud den Wagen ab. Jakoble sprang mit einem ledern Sah herunter auf den weichen Boden, dem eine federnde Decke aus den Hansüberresten auflag. Die hier die Jahre hindurch abgefallen waren.

Inzwischen rückten auch die Brecherinnen an, meist ältere Weiber, die noch Hans bauten und einander beim Brechen aushalfen. Es gab ihrer nicht mehr viel im Orte, und von den drei Brechhöchern, die einmal alle zusammengeraucht hatten, waren zwei längst halb verschüttelt.

Die Weiber stellten ihre Brechen, die sie teils auf dem Kopf, teils auf der Schulter getragen hatten, ab und lehnten sich auf ihnen in Halbkreis um das Brechloch herum.

Jakoble brachte den Mund nicht mehr zu. Er hatte einen mächtigen Stolz, daß der merkwürdige Tag so viele Leute bei ihnen zusammenbrachte. Und die Ahne hatte es an ihrem Feuer, daß sie eben angezündet hatte, so wichtig wie nie. Da durfte er nichts hinauslassen.

Der Vater war mit dem Vieh heimgefahren. Margret legte das Darzgatter über das Feuer des Brechlochs und breitete Hans darüber aus, um ihn vollends zu „darzen“.

Auf den Wiesen vor dem Gehölz lag indes noch der Reif wie Schnee, und die Wärme, die aus dem Brechloch aufstieg, vermochte die Brecherinnen noch nicht recht aufzutauen. Da hieß Margret ihre Söhnerin ein Schnapslein herumreichen. Darauf hatte sie immer etwas gehalten. Weich stellte sie auch den großen „Sutterkrug“ in die Nähe des Brechlochs, damit der Rost bis zum Belpet ein wenig angewärmt sei. Eine ging mit dem Schnapsgläslein in der Runde herum. Jakoble hielt das Pfischlein. Mit einem „Grohdank!“ nahmen die Brecherinnen einen Schluck. Nun hauchten sie noch einmal in die Hände, rieben sie aneinander und setzten sich auf dem bankartigen Sitz der Breche zurecht. Margret nahm einen Kern voll Hans, der rüch genug war, vom Darzgatter herunter und reichte ihn Vire, die jede der Breche-

„In den Brunnen fallen . . .“ „Mud, mud . . .“ „Haren austreiben . . .“ „Spinnen . . .“ „Töchter austreiben . . .“ „Fetzen (Teller drehen) . . .“ das sind die üblichen Spiele im Juntal und Oberrhein. Dazu kommen noch im Salzburgerischen und der Salzach entlang „Am Teufel seine Hören schneiden . . .“ „Totengräberhiesel . . .“ „Pumpengiggetl . . .“ der Kaiser vom Unterberg . . . das Hochzeitalter . . .

Das junge Dienstoff, das Ruchlmadl, die Hof- und Hübauern sind am meisten den irden Spähen der Knechtsleut und Dirmen ausgefetzt. Die Mirzl wird angeschwärzt wie ein Rauchfangkehrer. Der Nicht begossen, daß ihm das Wasser aus den Hosenbeinen läuft. Da gibt



Brechen, Spinnen, Spinnen Alfred Vollmar

es Pässe und Stöße, daß das Jungvolk über- und untereinander auf der Erde tanzelt, daß die Bretterläden dröhnen, der Kachelofen wackelt.

Da tollt nach harter Sommerarbeit der Bauernübermut sich richtig aus und der Bier-bahn kommt selten zur Ruh, um den Durst der Drescherleut zu löschen.

„Aus is . . . gar is . . .“ „Nitternacht ist lang vorbei! Der Auenbauernnacht schickt noch einen Juchzer zum sternklaren Nachthimmel hinaus. Legt den Balken vor das Hoftor. Kurzend vertrieht sich der Hund in der Hüttenstreu. Von der Straße herüber hallt noch der Sang der heimkehrenden Drescherleut:

Und mit der Drischl und mit der Drischl
 Und mit am herabstosen Sang
 Rad ma morgn glei an Feder,
 Die Zeit werd niea zlong.
 Der Mond schüttelt sein Köppl, schmunzelt und lacht. Er kennt ja Bauernvolk und Bauernbrand.

Auf der Brechstatt / Von Hans Rehdig

rinnen eine Handvoll nehmen ließ. Und nun schlugen sie los. Mit der Rechten packten sie den Griff und rissen den Mund der Breche weit auseinander. Der Oberkiefer hatte zwei, der Unterkiefer drei lange Holzmesser. Die Linke sogte den Hans an den Köpfen und schwang ihn, weit nach vorn und rechts ausholend, in den geöffneten Mund herein.

Nun ließen sie die Breche zubeißen, einmal ums andere. Erst war's nur ein dumpfes Gekloppe, aber ganz im Takt, eins zwei, eins zwei. Die Aene mußten ordentlich herhalten; denn der Hans leistete den ersten Angriffen hartnäckigen Widerstand.

Dann aber knackte es laut. Die spröden Stengelteile splitterten stechend ab u. praffelten zu Boden. Immer und immer wieder ließen die Weiber ihre Brechen auf- und zuklappen, immer tiefer bißen die Kiefer ineinander, bis alles Holzige zusammengebrochen war und die Hanssafern, das Berg, sich geschmeißig zwischen den Weibern durchziehen ließen.

Vine hatte die Aufgabe, das Berg den Brecherinnen abzumehnen und sie wieder mit Hans zu versehen. Indessen wackelte Margret wie eine Priesterin ihres Amtes am Feuer. Wenn der feillich und vorn angeschulte Hans vorgewärmt war, legte sie ihn mit laudiger Hand auf die Darre. Ab und zu warf sie wieder ein Scheit ins Feuer, es wach zu halten. Es war eine heisse Geschichte, dem Feuer seine richtige Stärke zu geben.

Vine besorgte ihr Geschäft mit Untast. Sie schnitt ein hochmütiges Gesicht, und man sah es ihr an, daß sie nicht bei der Sache war. Das gefiel den Brecherinnen äbel, und es kam nicht zu jener heimeligen Stimmung, die immer auf der Brechstatt geherrschte hatte.

Am meisten mißfiel es Margret. Sie sah immer unmutiger dem gleichgültigen Lun zu. Auch die Bergstücke legte Vine nicht mit jener Sorgfalt zusammen, die man dem kostbaren Gewächs schuldig war, und eben sah die Fuchsbäuerin, deren Breche schon eine Weile stillstand, ungebüdig nach Hans herum. Da fuhr die entrüstete Margret in

„Scharfem Pfisterton die Söhnerin an: „Siehst denn net, daß dort Hans fehlt? Stand doch net na' wie halbsel'!“

„Da blidte Vine böz herüber und zichte der Schwieger zu: „Z bi' sei' konfirmiert!“

Das Gespräch der Brecherinnen war geschwind verstummt. Sie hatten die beiden wohl verstanden. Schweigend klopfen sie aber weiter.

Jakoble, den der Ton der kurzen Auseinandersetzung erschreckt hatte, septe sich ein Weichlein still neben das Brechloch. Dann fragte er die Großmutter: „Dart i an e'mol e Holz ins Jüer nei'ghela?“ Sie erlaubte es ihm, und er warf lustig, ohne daß sie es recht bemerkte, gleich drei dicke Scheite ins Feuer, das begehrtlich nach ihnen leckte.

„Sichend kniderte es auf und wuchs mehr und mehr. Noch ein Scheit! Nun züngelte das Feuer nach dem ausgebreiteten, praffeldürren Hans. Die Großmutter sah es nicht. Ihre Freude an dem schönen Brechtage, der immer wie eine Art Fest in ihrem Kalender gestanden war, hatte ein großes Loch bekommen, und sie blickte immer unzufriedener und fast feindselig der Söhnerin nach, die auch jetzt keinen Zug tun wollte.

„Scharfem Pfisterton die Söhnerin an: „Siehst denn net, daß dort Hans fehlt? Stand doch net na' wie halbsel'!“

„Da blidte Vine böz herüber und zichte der Schwieger zu: „Z bi' sei' konfirmiert!“

Das Gespräch der Brecherinnen war geschwind verstummt. Sie hatten die beiden wohl verstanden. Schweigend klopfen sie aber weiter.

Jakoble, den der Ton der kurzen Auseinandersetzung erschreckt hatte, septe sich ein Weichlein still neben das Brechloch. Dann fragte er die Großmutter: „Dart i an e'mol e Holz ins Jüer nei'ghela?“ Sie erlaubte es ihm, und er warf lustig, ohne daß sie es recht bemerkte, gleich drei dicke Scheite ins Feuer, das begehrtlich nach ihnen leckte.

„Sichend kniderte es auf und wuchs mehr und mehr. Noch ein Scheit! Nun züngelte das Feuer nach dem ausgebreiteten, praffeldürren Hans. Die Großmutter sah es nicht. Ihre Freude an dem schönen Brechtage, der immer wie eine Art Fest in ihrem Kalender gestanden war, hatte ein großes Loch bekommen, und sie blickte immer unzufriedener und fast feindselig der Söhnerin nach, die auch jetzt keinen Zug tun wollte.

Da schoß die Flamme plötzlich durch den ausgebreiteten Hans hinaus. Er brannte lichterloh zusammen. Jakoble sprang erschrocken zur Seite, die Brechen standen mit einmal still; die Weiber blickten besorgt, und einige richteten sich ängstlich auf. Vine erschrak auch, doch rührte sie keine Hand. Aber Margret packte mit raschem Griff das Darzgatter, warf es mit dem brennenden Hans blitzschnell auf die Seite und schlug mit dem Köchbeken einigemal darauf los. Da war das Feuer schon erstickt. Dann aber tunkte sie leistung in die Wassergesse ein und begoß das übermäßige Feuer so ausgiebig, daß es armfelig zusammensank. Daraufhin legten sie das Darzgatter wieder über.

„Jakoble, du host mir z'viel Holz nei'ghreit, wart!“ sagte sie ablenkend mit erhobenem Zeigefinger. Das Männlein erhobte sich wieder von seinem Schrecken, blieb aber in gebührender Entfernung. Vine triumphierte. Sie blickte schadenstroh zur Schwieger hinüber, und ihr Blick sollte zweifellos sagen: „Do hoch, du Siebenmög'jehre und G'schickel!“

Die Weiber setzten ihre Brechen wieder in Bewegung, und die Gvameri erzählte, wie beim Brechen einmal der Wald angegangen sei und die Feuerwurz habe ausbrüden müssen. Es sei allerdings schon lange her. Ihre Vater, der Spirtzenmeister gewesen sei, habe es ihr erzählt.

„Zeit geht mir maish a!“ warf die Fuchsbäuerin ein, „wege bene paarmol, wo man's Brechloch no' ausfuit.“

„Jo, jo, 's Spinne und 's Webe kommt voll ganz aus der Mode,“ sagte die Gvameri.

„Wer überhaupte no' en Hans baut, lot in der Spinnerei und Weberei schassa. Und 's Hansa selber kommt au voll a.“

„Do' kaust ma' bloh no' des homvollene Jaberklumpeutig, wo in drei Tag d' Feje



Bauern im Bretzbund Nach einem Knabbarer Holzstahl 1837

vom Leib ranhanget.“ sagte Margret grimmig und gab dem Feuer, das schon wieder fast werden wollte, einen kräftigen Dämpfer. Dabei blickte sie nach Vine und ihren Kleidern.

Diese wollte nun ihrem Mann Luft machen und gedachte, den alten Weibern einmal eines auszuweisen, sonderlich der Schwieger. „Des ist gar net so schlech. Und mei' Verlog ins gleiche Häz nei'faah, des möcht i sei' net.“ warf sie ein.

Novemberstimmung

Der Wind fährt über's Stoppelfeld, Sein Brauen will mich mahnen. Daß auch für mich ein End befehl. Ein neues tiefes Ahnen. Nicht schauervoll durch mein Gemüt: Der Mensch verfährt! — Es rauscht im dünnen Laube, Staub leht zum Staube.

Maria Ruh-Weilmann.

Das Jahr tritt in die Däfternis; Der Mensch tut einen kühnen Schritt und ein Jungtaugambslein. Beobacht sich auch den neuen Wein, Denn Trübnis naht und Rebellheit; Das Sonnen liegt erschrecklich weil.

Frei Ruf.

Veranschaulicht im Auftrag der H. P. Freile Schrift- lemhers von Hans Reudina (W. A. D.).